

Fin de Siècle – Liberalismus und die Ambivalenz der Moderne

Beim Regierungsantritt Wilhelms II. 1888 war die Stimmung im deutschen Bürgertum zwiespältig. Angesichts der verfahrenen innenpolitischen Lage herrschte das Gefühl, die Chancen der Reichseinigung seien nicht ausreichend genutzt worden. Die jüngeren Jahrgänge grämten sich hingegen darüber, dieses Jahrhundertereignis verpasst zu haben, und litten am eigenen „Epigonentum“. Allerdings verbanden sich mit dem jungen Kaiser auch starke Zukunftshoffnungen. Um 1900 hatte sich die Gegenwartseinschätzung verändert, nicht zuletzt die Sprache der Selbstdeutungen war bis in den innersten Bereich der Wissenschaften hinein auftrumpfender geworden. Weit hin wurde die Auffassung vertreten, der Erfolg der Nation verdanke sich einer gleichermaßen idealistischen wie vorurteilsfreien „deutschen Weltanschauung“.¹

Es ist üblich geworden, die Welt um 1900 als Ära der beginnenden „Moderne“ zu deuten. Vermutlich hätten sich die Zeitgenossen darüber gewundert, denn der 1886 durch Hermann Bahr geprägte Ausdruck führte damals ein Mauerblümchendasein in der Literaturwissenschaft. Mittlerweile besitzt er eine geradezu ubiquitäre Präsenz. Dies hat freilich zur Folge, dass der Moderne-Begriff als notorisch unscharf gilt und an Plädoyers für seine Abschaffung kein Mangel herrscht.² Gleichwohl besitzt er eine erstaunliche Persistenz, und darüber lohnt es sich nachzudenken. Vielleicht liegt es ja auch an seiner vielgeschmähten Unschärfe, dass er sogar zum Epochen-Begriff avancieren konnte. Schließlich standen bereits im Fin de Siècle so viele Vorstellungen für die ersehnte neue Zeit zur Verfügung, dass sie unmöglich auf eine einheitliche oder gar widerspruchsfreie Formel zu bringen sind.

1 Vgl. als Fallstudie Ulrich Sieg: Forcierte Nationalisierung als Komplexitätsreduktion: „Deutsche Wissenschaft“ in den Geisteswissenschaften zwischen 1900 und 1945. In: Jürgen Reulecke/Volker Roelcke (Hrsg.): Wissenschaften im 20. Jahrhundert: Universitäten in der modernen Wissensgesellschaft. Stuttgart 2008, S. 189–204; zum historischen Hintergrund vgl. Daniela Siebe: „Germania docet“. Ausländische Studierende, auswärtige Kulturpolitik und deutsche Universitäten 1870 bis 1933. Husum 2009.

2 Besonders nachdrücklich Florian Illies: 1913. Der Sommer des Jahrhunderts. 5. Aufl. Frankfurt a. M. 2012, S. 76. Anschaulich zur Begriffsgeschichte Lothar Gall: Walther Rathenau. Portrait einer Epoche. München 2009, S. 105, 116, 120.

Generell sollte man sich klarmachen, wie sehr sich unsere Einschätzung der Jahrhundertwende von der zeitgenössischen Sicht unterscheidet. Sie wurde einst durch die intensive Globalisierung und daraus für Europa resultierende Gewinne bestimmt. Während wir bei aller Skepsis gegenüber historischen Teleologien dazu neigen, die Welt um 1900 als Vorgeschichte des „Großen Krieges“ zu betrachten, spricht aus den Quellen primär Stolz auf das Erreichte.³ Da ist es alles andere als leicht, die untergründigen Spannungsverhältnisse zu verstehen. Dem kommt allerdings in einer Zeit, die sich nach innerer Stabilität sehnte und zugleich der Zukunft großes Vertrauen entgegenbrachte, erhebliche Bedeutung zu. Deshalb ist ein Gespür für den „Tastsinn der Wörter“ vermutlich wichtiger als der selbstsichere Umgang mit abstrakten Begriffen.⁴ Für den Umgang mit dem Liberalismus, dessen Vertreter von den heilsamen Wirkungen des „Fortschritts“ überzeugt waren und seine Früchte zu genießen wussten, gilt dies vermutlich in besonderem Ausmaß.

Wohl keine andere politische Gruppierung hat das 19. Jahrhundert so nachdrücklich bestimmt, wie die Liberalen, doch um 1900 neigte sich ihre Meinungsführerschaft dem Ende zu. Eine wichtige Ursache hierfür war, dass die traditionellen „Links-rechts-Unterscheidungen“ in einer Ära zunehmenden Reichtums und schwindender Milieuprägungen an Wichtigkeit verloren.⁵ Die Vielfalt religiöser Sinnangebote brachte Formen des Synkretismus hervor, welche die üblichen Konfessionsgrenzen transzendierten und in Frage stellten. Zudem gewannen kulturpessimistische Deutungsmuster an Boden und nahmen dem liberalen Fortschrittsglauben ein Gutteil seiner Selbstverständlichkeit. Dies legt die Frage nahe, wie Liberale auf die Herausforderungen der Moderne reagierten. Ihre Beantwortung konzentriert sich auf Quellen, in denen zeitgenössische Probleme präzise beobachtet und intensiv reflektiert werden. Freischwebenden Intellektuellen wird deshalb

- 3 Justus H. Ulbricht: Kritik und Überwindung der Moderne. Intellektuellen-Netzwerke in Weimar. In: Franziska Bomski/Hellmut Th. Seemann/Thorsten Valk (Hrsg.): Ilm-Kakanien. Weimar am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Göttingen 2014, S. 101–113, hier S. 101.
- 4 Vgl. Ulrich Raulff: Ein Historiker im 20. Jahrhundert. Marc Bloch. Frankfurt a. M. 1995, S. 394, der in seiner verstehend ausgerichteten Biographie auch die Anfänge der historischen Phänomenologie betrachtet.
- 5 Dazu prononciert Friedrich Wilhelm Graf: Das Laboratorium der religiösen Moderne. Zur „Verlagsreligion“ des Eugen Diederichs Verlags. In: Gangolf Hübinger (Hrsg.): Versammlungsort moderner Geister. Der Eugen Diederichs Verlag – Aufbruch ins Jahrhundert der Extreme. München 1996, S. 243–298, hier S. 256. Die Ausstrahlung des Liberalismus hebt hervor: Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009, S. 823.

eine größere Bedeutung zuerkannt, als dies in politik- oder organisationsgeschichtlichen Arbeiten meist der Fall ist.⁶

Schon aus Platzgründen muss sich der Essay auf wenige Punkte konzentrieren. Zuerst skizziere ich die Lage gegen Ende der Bismarck-Zeit und damit die Ausgangsbedingungen unseres Themas (I). Alsdann werden einige Spezifika der Welt um 1900 betrachtet, in der die Liberalen ihren Standpunkt suchten. Hierbei steht vor allem das eigentümliche Spannungsverhältnis aus Zukunftsgewissheit und wachsendem Diskursdruck zur Diskussion (II). Schließlich schlage ich eine Deutungsperspektive auf den Ersten Weltkrieg vor, der von manchen Zeitgenossen erwartet wurde und dennoch so überraschend kam (III). Das bilanzierende Fazit erörtert, warum in einer sich fundamental wandelnden Welt doch recht selten über die unmittelbar vor Augen stehenden Probleme nachgedacht wurde (IV).

I

Es ist erstaunlich, wie schnell die Euphorie der Reichseinigung verschwand. Binnen kurzem sorgte der Gründerkrach dafür, dass der wirtschaftliche Enthusiasmus erlahmte. Der durch die französischen Reparationen angeheizte Bauboom sorgte nicht für ein nachhaltiges Wachstum, sondern vernichtete vor allem Geld, das beim Aufbau neuer Schlüsseltechnologien fehlte.⁷ Da es wenig zu verteilen gab, geriet der politische Liberalismus unter Druck. Gewohnt die Zukunft optimistisch zu deuten, standen seine die Regierung stützenden Vertreter mit leeren Händen da, als sie von links und rechts attackiert wurden. Gleichzeitig begünstigten die politischen Konflikte die Suche nach einem Sündenbock.

Gesellschaftliche Gruppen ganz unterschiedlicher Couleur standen zur Auswahl und wurden von Bismarck als sozialer Blitzableiter genutzt. Es bestehen kaum Zweifel, dass seine Stigmatisierung von Katholizismus und Sozialdemokratie als „Reichsfeinde“ die innenpolitische Lage belastete. Insbesondere sorgte sie für die Verfestigung von Vorurteilen und erhöhte die Fremdheit zwischen den sozio-kulturellen Milieus. Spätestens gegen Ende der 1870er Jahre erreichten die politischen Verwerfungen diejenigen Libera-

6 Dies gilt etwa für die umfangreiche Überblicksdarstellung von Hans Fenske: *Der deutsche Liberalismus. Ideenwelt und Politik von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Reinbek bei Hamburg 2019.

7 Hierzu jüngst Werner Plumpe: *Das kalte Herz. Kapitalismus. Die Geschichte einer andauernden Revolution*. 2. Aufl. Berlin 2021, S. 252 f., sowie Carsten Burhop/Felix Selgert: *Börsen und Banken zur Zeit der Gründerkrise*. In: Ulrich Pfister u.a. (Hrsg.): *Deutschland 1871. Die Nationalstaatsbildung und der Weg in die moderne Wirtschaft*. Tübingen 2021, S. 223–241.

len, die sich gegen Bismarcks Schutzzollpolitik sperrten. Mittelfristig standen sie dabei, wie es scheint, auf verlorenem Posten, denn in Anbetracht der Kapitalknappheit im Deutschen Reich favorisierte nicht nur die Schwerindustrie eine protektionistische Politik. Auch die zahlreichen Beschäftigten im Textilgewerbe hatten an staatlichen Schutzmaßnahmen größeres Interesse und entschieden sich dementsprechend an der Wahlurne.⁸

Hinzu traten die ungewöhnlichen Begleitumstände der wirtschaftlichen Neuorientierung. Nach den Terrorattentaten gegen Wilhelm I. sprach viel für einen politischen Schwenk Bismarcks. Er konnte den auf die Dauer belastenden „Kulturkampf“ gegen den politischen Katholizismus aufgeben und die Sozialdemokratie als neuen Hauptgegner in den Blick nehmen. Gleichzeitig bot das wechselnde politische Klima gute Aussichten, dass nur die entschiedenen Liberalen am Wert der Freiheitsrechte festhalten würden und dafür einen hohen Preis zu zahlen hätten.⁹ Der mit dem Konflikt verbundene Einflussverlust der Linksliberalen hatte in der Tat gravierende Konsequenzen. Fortan stellte man im Bürgertum stärker den exklusiven Charakter der deutschen Nation heraus, während Bismarck bei der Durchsetzung seiner Ziele auf neue Ansprechpartner setzte, die von den Nationalliberalen über die Konservativen bis zum Zentrum reichten.¹⁰

Ähnlich folgenreich war die Tatsache, dass es in der Auseinandersetzung um die innere Ausrichtung des Kaiserreichs zu einer Verschmelzung antisemitischer und antiliberaler Feindbilder kam.¹¹ Die Ursachen hierfür sind allerdings nicht in politischem Kalkül zu suchen, denn der Reichskanzler wusste genau, dass eine Verschärfung des Judenhasses nichts zu einer Lösung der drängenden gesellschaftlichen Probleme beitragen konnte. Dementsprechend nüchtern kommentierte er die Idiosynkrasien der Antisemiten, in denen er eher gescheiterte Existenzen, denn ernsthafte politische Gegner sah. Es dürfte bezeichnend sein, dass er bei allen Debatten um seinen jüdischen Bankier Bleichröder nie ernsthaft erwog, sein Geld einem weniger ausgewiesenen Experten anzuvertrauen.¹²

8 Vgl. die umsichtige Analyse von Sybille H. Lehmann: *The German Elections in the 1870s. Why Germany Turned from Liberalism to Protectionism*. In: *The Journal of Economic History* 70 (2010), S. 146–178.

9 Vgl. Ulrich Sieg: *Geist und Gewalt. Deutsche Philosophen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*. München 2013, S. 19–57.

10 Dies thematisierte schon früh Heinrich August Winkler: *Vom linken zum rechten Nationalismus. Der deutsche Liberalismus in der Krise von 1878/79*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 4 (1978), S. 5–28; detailliert zu den Hintergründen von Bismarcks Politik: Otto Pflanze: *Bismarck. Der Reichskanzler*. München 1998, S. 118–141.

11 Vgl. Ulrich Sieg: *Antisemitismus und Antiliberalismus im deutschen Kaiserreich*. In: Ewald Grothe/Ulrich Sieg (Hrsg.): *Liberalismus als Feindbild*. Göttingen 2014, S. 93–112.

12 Hierzu immer noch höchst lesenswert: Fritz Stern: *Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder*. Berlin 1999 [zuerst englisch 1977]; eine gediegene Einführung in den historischen Kontext bietet Peter G. J. Pulzer: *Die Entstehung des politischen Antisemitis-*

Der ungewöhnliche Erfolg der Chiffre „Antisemitismus“ hatte primär mit gesellschaftlichen Eigendynamiken zu tun. Der Neologismus war vorzüglich geeignet, den zahllosen Verlierern der Modernisierung eine Erklärung für ihr Scheitern zu bieten. Ungeachtet ihrer Zerstrittenheit gewannen die Antisemiten im Bismarckreich Einfluss auf den politischen Diskurs. Dabei agierten sie keineswegs ungeschickt. Vielmehr gelang es ihnen, antibürgerliche und antikapitalistische Affekte auf das Judentum zu lenken. In kurzer Zeit geriet der Liberalismus mit seinem Ideal der Rechtsgleichheit in die Defensive.¹³

Das soll keineswegs heißen, dass am Ausgang des 19. Jahrhunderts der Antisemitismus in Deutschland eine außergewöhnliche Strahlkraft besaß. Es fehlte ihm an politischen Talenten, einigenden Zielvorstellungen und zugkräftigen Parolen. So ist es nicht verwunderlich, dass die meisten Zeitgenossen die antisemitischen Vorgänge um Dreyfus in Frankreich oder im zaristischen Russland als erheblich gravierender einschätzten.¹⁴ Der Take-off der deutschen Wirtschaft, die in den Schlüsselbereichen Chemie, Elektrotechnik und Maschinenbau die internationale Konkurrenz in den Schatten stellte, tat ein Übriges, um den Antisemitismus als rückwärtsgewandtes und letztlich zukunftsloses Phänomen erscheinen zu lassen.

II

An der Wende zum 20. Jahrhundert dominierten im Deutschen Kaiserreich Fortschrittsvertrauen und Optimismus. Den Ton der Stunde traf der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Bernhard von Bülow, der im Dezember 1899 Deutschland dazu aufforderte, nicht mehr Amboss, sondern Hammer zu sein.¹⁵ Inspiriert hatte ihn zu dieser Metapher auch der deutsche Erfolg in den Wissenschaften, der in ehrgeiziger Grundlagenforschung und patentierten Erfindungen sichtbar wurde. Manch eine Universitätsstadt von Freiburg bis Kiel hatte sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts grundlegend verändert. Das dort vorhandene intellektuelle Potential hatte Investoren und Schlüsselindustrien angelockt und einen bemerkenswerten Wandel angeregt. In Jena, dessen Einwohnerzahl sich zwischen 1895

mus in Deutschland und Österreich 1867–1914. Mit einem Forschungsbericht des Autors. Göttingen 2004, hier S. 143.

13 Vgl. Stern: Gold und Eisen (wie Anm. 12), S. 688.

14 Dazu in erdrückender Detailfülle: Werner Bergmann: Tumulte – Excesse – Pogrome. Kollektive Gewalt gegen Juden in Europa. Göttingen 2020.

15 Vgl. Uwe Dathe: Jena, 12. Januar 1900. Rudolf Euckens Festrede zur Jahrhundertfeier. In: Klaus-M. Kodalle (Hrsg.): Angst vor der Moderne. Philosophische Antworten und Krisenerfahrungen. Der Mikrokosmos Jena 1900–1940. Würzburg 2000, S. 45–61, hier S. 45; biographisch einschlägig: Gerd Fesser: Reichskanzler von Bülow. Architekt der deutschen Weltpolitik. Leipzig 2003.

und 1905 verdoppelte, boomten vor allem Glasverarbeitung und optische Industrie.¹⁶

Zum Redner bei der Jenaer Feier der Jahrhundertwende wählte man den nationalliberal eingestellten Philosophen Rudolf Eucken, der auf Fichtes Katheder eine große Wirkung entfaltet hatte. Dabei beschäftigten ihn außenpolitische Probleme nicht im Mindesten. Stattdessen thematisierte er die Frage, wie die Philosophie auf die neue Vitalität des religiösen Lebens reagieren solle. So hatte Eucken 1899 dezidiert die Auffassung vertreten, die steigende Bedeutung der Religion könne niemand mehr ignorieren. Seine Achtung vor der Vielfalt kultureller Entwicklungen stand außer Frage, und für die kulturellen Leistungen der kleinen Nationen hegte er beträchtlichen Respekt.¹⁷ Gleichwohl verrät die Festrede eine gewisse Selbstüberschätzung. Mit klangvoller Rhetorik verabschiedete Eucken das scheidende Jahrhundert und sang ein Loblied auf die deutschen Tugenden und die Segnungen des Sozialstaats. Als gänzlich unstrittig sah er es an, dass sich das deutsche Volk „in einem grossartigen Aufschwunge“ befinde.¹⁸ Für ihn war es folglich ebenso naheliegend wie legitim, wenn Deutschland einen „Platz an der Sonne“ beanspruchte.

Generell herrschte im wilhelminischen Bürgertum eine gehobene Stimmung. Exemplarisch sei auf den Prachtband von Julius Lohmeyer verwiesen, der den Deutschen eine wunderbare Zukunft in allen erdenklichen Wissensgebieten voraussagte.¹⁹ Kritik wurde meist nur vorsichtig geäußert: zu groß war die Gefahr, als ewig Gestriger zu gelten. Ein kluger Zeitanalytiker wie Georg Simmel distanzierte sich in seiner „Philosophie des Geldes“ nur leicht von der „lauten Pracht des naturwissenschaftlichen Zeitalters“.²⁰ Dabei ist natürlich zu bedenken, dass in der veröffentlichten Meinung der Bereich des Sagbaren recht strengen Gesetzen unterliegt. In der privaten Korrespondenz

16 Vgl. dazu die vorzügliche Studie von Meike G. Werner: *Moderne in der Provinz: Kulturelle Experimente im Fin de Siècle Jena*. Göttingen 2003, hier S. 39; generell zur dynamischen Entwicklung der Naturwissenschaften der Beitrag von Anne C. Nagel in diesem Band.

17 Rudolf Eucken: Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart. In: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 112 (1899), S. 161–178, hier S. 171. Allgemein zu Euckens Entwicklung vor 1914: Barbara Beßlich: *Wege in den ‚Kulturkrieg‘. Zivilisationskritik in Deutschland 1890–1914*. Darmstadt 2000, S. 45–118.

18 Rudolf Eucken: Festrede zur Jahrhundertfeier im Auftrage des Senates der Universität Jena gehalten am 12. Januar 1900. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung*. Leipzig 1903, S. 35–47, hier S. 46.

19 Schon der barocke Titel belegt das gestiegene Selbstvertrauen: Julius Lohmeyer: *Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende. Eine Ueberschau vaterländischer Kultur und nationalen Lebens in 76 Einzeldarstellungen aus der Feder hervorragender Fachmänner, mit über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und Lebensbeschreibungen lebender deutscher Männer und Frauen und 37 Kunstbeilagen*. Leipzig 1899. Den zeitdiagnostischen Wert dieses Werks unterstreicht Dathe: Jena (wie Anm. 15), S. 46, Anm. 12.

20 Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*. Berlin 1987, S. 550.

oder im Schonraum des Tagebuchs haben sich skeptische Einschätzungen häufiger erhalten. Zu ihnen zählte die Frage, was denn den Staat ohne verbindliches Religionsverständnis auf die Dauer zusammenhalten solle. Auch ein überzeugter Liberaler wie Max Weber empfand sie als dringlich. Am 19. Februar 1909 teilte er Ferdinand Tönnies in düsterer Diktion mit, dass er sich in religiöser „Hinsicht als einen Krüppel, als einen verstümmelten Menschen“ betrachte.²¹ Wie immer diese Äußerung zu interpretieren ist, sie deutet den Wert an, den Weber der Religion im eigenen Leben zumaß.

Die rasanten Veränderungen machten es den Menschen schwer, ein Gefühl stabiler Identität zu entwickeln, und verliehen Sinnfragen eine neue Dringlichkeit. Damit einher ging eine markante Kritik des angeblich immer stärker werdenden Hedonismus. So machte der linksliberal eingestellte Neukantianer Paul Natorp die menschliche Vergnügungssucht für den kulturellen Verfall verantwortlich:

„Daher der wahnsinnige Kultus des Moments, die Sucht, das Leben auf die Sekunde zuzuspitzen, diese Wonne, immer wie ein Automobil dahinzujagen, gewärtig, jeden Augenblick gegen die Böschung geschleudert, das gequälte Hirn zu verspritzen. Man hat doch einmal aufgejubelt und sich hoch gefühlt!“²²

Derartige Äußerungen zeigen, auf welche Aversionen der technische Fortschritt im Bildungsbürgertum stieß, doch darf dies nicht über die einfache Tatsache hinwegtäuschen, dass die Erhöhung des Lebensstandards und die damit verbundenen Erleichterungen im Alltag allgemein begrüßt wurden.

Das Wissenschaftsvertrauen in Deutschland war groß, und man fühlte sich mit der eigenen Geschichte im Reinen. Es schien, als seien die Tage als gedemütigte Nation vorbei und könne die Nation im anbrechenden „Jahrhundert der Elektrizität“ eine bestimmende Rolle spielen.²³ Die Liberalen schätzten vor allem die Aufstiegschancen, welche das weltweit bewunderte Bildungssystem den Menschen bot. Exemplarisch sei auf den Werdegang des Mediziners Emil Behring hingewiesen, der aus bitterarmen Verhältnissen in der westpreußischen Provinz stammte.²⁴ Sein Vater war Dorfschullehrer,

21 Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen. 3. Aufl. Berlin 2014, S. 69.

22 Paul Natorp: Religion? Ein Zwiegespräch. In: Weltanschauung, Philosophie und Religion in Darstellungen von Wilhelm Dilthey u.a. Hrsg. von Max Frischeisen-Köhler. Berlin 1911, S. 305–325, hier S. 306.

23 Lucian Hölscher: Die Entdeckung der Zukunft. Frankfurt a. M. 1999, S. 129; generell zum „epochalen Aufschwung“ der Naturwissenschaften seit der Jahrhundertmitte: Andreas W. Daum: Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848–1914. 2. erg. Aufl. München 2002, hier S. 3.

24 Das Folgende nach: Anne C. Nagel/Ulrich Sieg: Die Wissenschaft marschiert. Internet-Vortrag zum 60. Geburtstag von Dirk van Laak, April 2021; einen gelungenen biographischen Schattenriss bietet Ulrike Enke: Emil von Behring (1854–1917). Wissenschaftler, Hochschullehrer, Unternehmer. In: Christian Kleinschmidt (Hrsg.): Seuchenbekämpfung,

er das sechste von insgesamt 14 Kindern aus zwei Ehen. Gezielt hatte man den Hochbegabten an der Schule gefördert, für das Studium an der Militärärztlichen Akademie der Charité erhielt er ein Stipendium. Es war freilich an die Bedingung geknüpft, für jedes Studiensemester ein Jahr als Militärarzt tätig zu sein. Behrings wissenschaftlicher Ehrgeiz wurde durch den strengen Rahmen nur beflügelt. Er studierte bei angesehenen Gelehrten wie Rudolf Virchow und Emil Du Bois-Reymond und konzentrierte sich auch bei der Armee ganz auf die Forschung. Früh fand er Fürsprecher, später erhielt er sogar die Gelegenheit, bei Robert Koch zu arbeiten, der als *die* Instanz der jungen Bakteriologie galt. Dabei war Behring ein schwieriger Mensch. Er ging keinem Streit aus dem Weg und verfocht seine Ansichten ohne Rücksicht auf Verluste, da er fest davon überzeugt war, dass wissenschaftliche Ideen nicht durch falsche Kompromissbereitschaft verwässert werden dürften. 1890 konnte er die Früchte seiner Arbeit ernten: Im Alter von 36 Jahren entwickelte er die Blutserumtherapie gegen Diphtherie und Tetanus.

Behrings Karriere wäre nicht möglich gewesen, ohne dass er im preußischen Kultusministerium einen mächtigen Freund gehabt hätte. Friedrich Althoff, der in Berlin vor allem für Personalangelegenheiten zuständig war, hatte im unwirschen Behring den Ausnahmewissenschaftler erkannt und räumte Schwierigkeiten aus dem Weg, wo er nur konnte. So war es keine große Überraschung, als Behring im Dezember 1901 den ersten Nobelpreis für Medizin verliehen bekam. Mit Behring wählte man einen idealistisch eingestellten Wissenschaftler, dessen Ergebnisse gegen zwei Krankheiten halfen, deren Bekämpfung besonders dringlich war. Man ehrte in Schweden aber auch den tüchtigen Unternehmer, der seine Entdeckungen professionell vermarktete. Althoff war begeistert. Stolz telegraphierte der Kultusbeamte kurz vor der Preisverleihung nach Marburg: „Mit freudigem Hurrah sendet Glückwunsch Althoff.“²⁵ Die gleichfalls 1901 erfolgende Verleihung des Adelstitels an Behring verstand sich von allein.

Die Macht der Wissenschaft lässt sich freilich auch ex negativo demonstrieren. Unter den völkischen Gruppierungen gab es kaum eine, die nicht die Wissenschaftlichkeit ihrer Auffassungen betonte. „[S]elbst die krudesten

Wissenschaft und Unternehmensstrategie. Die Behringwerke und die Philipps-Universität Marburg im 20. Jahrhundert. Darmstadt/Marburg 2021, S. 15–23.

- 25 Zit. nach Cornelia Grundmann: Emil von Behring in Marburg. Ein Lesebuch. Marburg 2019, S. 36. Einen wichtigen Akzent auf die Förderung Behrings durch Althoff legte schon früh Bernhard vom Brocke: Marburg im Kaiserreich 1866–1918. Geschichte und Gesellschaft, Parteien und Wahlen einer Universitätsstadt im wirtschaftlichen und sozialen Wandel der industriellen Revolution. In: Erhart Dettmering/Rudolf Grenz (Hrsg.): Marburger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen. Marburg 1980, S. 367–540, hier S. 518–524.

Entwürfe neugermanischen Heidentums“ wollten darauf nicht verzichten.²⁶ Auch der Star unter den Weltanschauungsschriftstellern, der Wahldeutsche Houston Stewart Chamberlain, präsentierte sich nicht als wissenschaftsfeindlich. Vielmehr vertrat er offensiv die Auffassung, dass eine zeitgemäße Weltdeutung den holistischen Zug allen Erkennens in den Vordergrund rücken müsse. Dementsprechend direkt plädierte er für den Wert der „Intuition“, über die angeblich nur wenige Ausnahmemenschen verfügten. Vollmundig behauptete er, im Unterschied zu Descartes das Geheimnis der weißen Farbe zu kennen: Er müsse nur die Augen öffnen. Man sollte meinen, dass derart kühne Aussagen auf beträchtliche Skepsis stießen, doch dies war keineswegs der Fall. Der Schwiegersohn Richard Wagners wurde vom deutschen Kaiser bewundert und die Lektüre seines Hauptwerks „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ Teil der preußischen Gymnasiallehrausbildung. Bis zu Adolf von Harnack schätzten ihn Galionsfiguren des deutschen Universitätssystems, obwohl es an der massiv antiliberalen und antisemitischen Dimension seines Weltbilds nichts zu deuteln gab. Nicht wenige dürften das Bedürfnis nach einer „großen Synthese“ geteilt haben, das in Chamberlains Verherrlichung der „Rasse“ als neuer leitender Kategorie zum Ausdruck kam.²⁷

Überdies wäre es eine zu holzschnittartige Sicht der Dinge, ginge man von einer allgemeinen Verachtung des Dilettantismus aus. Vielmehr bemühten sich viele Autoren im Zeitalter des anspringenden journalistischen Massenmarktes um eine besonders eingängige Diktion. Insbesondere die Illustrierten lockten um die Jahrhundertwende mit hohen Honoraren und breiter Ausstrahlung. Da wundert es nicht, dass manche Edelfeder eine „kreative Mischung aus Professionalität und Dilettantismus“ an den Tag legte, um in den lukrativen Feuilletons eine feste Größe zu werden. In unserem Zusammenhang ist Friedrich Naumann einschlägig. Er galt als eloquenter politischer Kommentator, dem die Lösung der Sozialen Frage und die Modernisierung des Kaiserreichs gleichermaßen am Herzen lagen. Zudem erwarb

26 So treffend Justus H. Ulbricht: „Transzendente Obdachlosigkeit“. Ästhetik, Religion und „neue soziale Bewegungen“ um 1900. In: Wolfgang Braungart/Gothart Fuchs/Manfred Koch (Hrsg.): Ästhetische und religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwenden, Bd. 2: Um 1900. Paderborn u.a. 1999, S. 47–67, hier S. 54.

27 Zum biologistischen Kern von Chamberlains Weltansicht, die zugleich kulturphilosophisch anschlussfähig war, vgl. Anne Harrington: *Reenchanted Science. Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler*. Princeton 1996, S. 106 f.; zum Befund, dass Chamberlain seine Auffassungen durch das Lob des Dilettantismus zugleich überhöhte und gegen Kritik immunisierte, vgl. Wolfgang Martynkewicz: *Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945*. Berlin 2009, S. 102. Auf Chamberlains Lob der eigenen Intuition rekurriert Geoffrey G. Field: *Evangelist of Race. The Germanic Vision of Houston Stewart Chamberlain*. New York 1981, S. 216.

er sich den Ruf eines versierten Kunstkenners, der aktuelle Entwicklungen ohne Scheuklappen betrachtete.²⁸

Die Teilnahme am internationalen Wissenschaftssystem wurde um 1900 zunehmend wichtig, doch wäre es ein Irrtum anzunehmen, dies habe die Welt friedlicher gemacht. Vielmehr stand das Renommee der Wissenschaften im Zeichen nationalstaatlicher Konkurrenz. Als Adolf von Harnack 1909 beim Kaiser für eine weitere Bündelung der Kräfte plädierte, machte er diesen Zusammenhang unmissverständlich deutlich:

„Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands, und der preußische Staat hat seinen glorreichen Traditionen gemäß die Pflicht für die Erhaltung beider zu sorgen.“²⁹

Rudolf Eucken, der kurz zuvor überraschend den Literaturnobelpreis erhalten hatte, sah die Dinge ähnlich. Deziert erklärte der Nationalliberale gegenüber dem schwedischen Schriftsteller Ernst Liljedahl im Dezember 1908, man habe die Stockholmer Entscheidung als „große Niederlage des Materialismus“ aufgefasst.³⁰ In dieser Aussage spiegelte sich die Überzeugung von der Geschichtsmächtigkeit des deutschen Idealismus, der auf die Dauer die Inhaltsleere der Gegenwart überwinden werde.

Generell verstand sich Eucken als Verkünder einer völkerverbindenden Wissenschaft, die weit über die deutschen Grenzen hinausreiche – und das mit einigem Grund. An der amerikanischen Ostküste entfaltete er als preußischer Austauschprofessor im Wintersemester 1912/13 eine rege Wirksamkeit, während angesehene Universitäten ihm ihre Ehrendoktorwürde verliehen. Auch in Großbritannien wurde Eucken geschätzt und als Vortragsredner gefeiert – angeblich, weil er jenseits der falschen Extreme von Sozialismus und Individualismus einen goldenen Mittelweg gelehrt habe.³¹ Euckens An-

28 Dazu anschaulich Anne C. Nagel: „So kommt die neue Zeit.“ Friedrich Naumann und das moderne Leben. In: Jürgen Frölich/Ewald Grothe/Wolther von Kieseritzky (Hrsg.): Fortschritt durch sozialen Liberalismus. Politik und Gesellschaft bei Friedrich Naumann. Baden-Baden 2021, S. 123–138. Das vorige Zitat findet sich bei Gangolf Hübinger: Kulturkritik und Kulturpolitik des Eugen Diederichs-Verlags im Wilhelminismus. Auswege aus der Krise der Moderne? In: Horst Renz/Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.): Umstrittene Moderne. Die Zukunft der Neuzeit im Urteil der Epoche Ernst Troeltschs. Gütersloh 1987, S. 82–114, hier S. 98.

29 Zit. nach Bernhard vom Brocke: Die Entstehung der deutschen Forschungsuniversität, ihre Blüte und Krise um 1900. In: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.): Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert. Basel 2001, S. 367–401, hier S. 389.

30 Zit. nach Sieg: Geist und Gewalt (wie Anm. 9), S. 91; ausführlich zur Vergabe des Nobelpreises an Eucken: Ebd., S. 51–102.

31 Vgl. Abel Jones: Rudolf Eucken. A Philosophy of Life. London 1913, S. 3. Zur häufig unterschätzten Rolle des Neoidealismus in England: Peter Hoeres: Krieg der Philosophen. Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg. Paderborn u.a. 2004, S. 64–80.

sehen reichte bis in den Fernen Osten. In China konnte er vor allem auf die Vertreter christlicher Mission bauen, die an einer Rückbindung an die westliche Welt interessiert waren, und in Japan regte sich sogar ein eigenständiges Interesse. Hier dürfte man vor allem den gefeierten Gelehrten geschätzt haben, der die Gegenwartsprobleme in ebenso anschauungsreiche wie verbindliche Bilder zu kleiden wusste. Euckens Prestige illustriert die Korrespondenz mit der angesehenen Waseda Universität, an der 1911 eine Übersetzung seiner Schrift „Geistige Strömungen der Gegenwart“ ins Werk gesetzt wurde.³²

Mit seinem Lob des deutschen Idealismus kam Eucken ganz unterschiedlichen Bedürfnissen entgegen, über die vielfältigen Veränderungen ein sinnstiftendes Dach zu spannen. Allerdings sollte jede Darstellung darüber, wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der deutschen Bildungstradition umgegangen wurde, auch die Selbstverständlichkeit nationalen Dünkels einkalkulieren. Dem Herausgeber der kanonischen Ausgabe von Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, dürfte es nahegelegen haben, die Antwort auf die drängenden Gegenwartsfragen primär im nationalen Erbe zu suchen, zumal er von der strengen Sachorientierung des protestantischen Wissenschaftsverständnisses überzeugt war.³³ Gleichzeitig erleichterte es die Resonanz, wenn er von Platon bis Kant genau jene Denker pries, die seine Leser schon aus ihrer Schulzeit kannten.

Angesichts der Fliehkräfte der Moderne konnte dies freilich nicht ausreichen. Die klassische Wissensordnung wurde um 1900 zwar noch in Festreden beschworen, aber die konkrete Wissenschaftspraxis wies bereits in andere Richtungen. An die Stelle der unabhängigen Forscherpersönlichkeit, die in „Einsamkeit und Freiheit“ an der Lösung von Menschheitsaufgaben arbeitete, wurden der „wissenschaftliche Großbetrieb“ und die aus ihm erwachsende Arbeitsteilung immer wichtiger. Statt unbegrenzt universalisierbarer Aussagen gewannen Sprachkritik und präzise Beschreibungen in der Philosophie an Wichtigkeit. Neben die „ewigen Naturgesetze“ traten in der Physik die allgemeine Relativitätstheorie oder die Zunahme der Entropie mit ihren vielfältigen Konsequenzen.³⁴ Da hatten es die Vertreter des liberalen Weltbilds, für das der Fortschrittsgedanke konstitutiv war, alles andere als leicht.

32 Vgl. die Dokumente: Thüringische Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Nachlass Rudolf Eucken I 26 T., sowie zum Vorigen ebd., I 5 D.

33 Hierzu eingehend Hermann Lübke: Weltanschauung nobelpreisgekrönt. Wieso Rudolf Eucken weltberühmt war. In: Emdener Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands 92 (2012), S. 165–184.

34 Allgemein zu diesen Veränderungen Eric J. Hobsbawm: Das imperiale Zeitalter 1875–1914. Frankfurt a. M. 2004, S. 305–327; William R. Everdell: The First Moderns. Profiles in the Origins of Twentieth-Century Thought. Chicago/London 1997.

Letztlich konnte der Liberalismus seine eigenen Erfolgsbedingungen nicht garantieren. Für sein Vertrauen in einen kontinuierlichen Fortschritt des Menschengeschlechts war er auf einen überschaubaren Bildungskosmos angewiesen, in dem sich richtig und falsch, gut und schlecht oder zukunfts-trächtig und antiquiert eindeutig trennen ließen. Genau dies war jedoch angesichts der rasanten Veränderungen immer weniger der Fall. Wie überfordert die Menschen waren, wurde zeitgenössisch eher selten thematisiert. Dabei hatte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts die Medienlandschaft grundlegend geändert. In Deutschland erschienen im Jahre 1914 nicht weniger als „4.200 Zeitungen und 6.500 Zeitschriften“, und in Berlin kamen auf 3500 Einwohner eine Million Zeitungsabonnenten. Dies erhöhte nicht nur den „Aktualitätsdruck“³⁵ auf die Journalisten, es verlangte auch den Arbeitssuchenden einiges ab. Ohne intensives Studium der Stellenanzeigen und rasche Reaktion war nur noch wenig zu erreichen. Kein Wunder, dass die Unsicherheit der Menschen stieg und die „Nervosität“ als besonders wichtige Zeitkrankheit angesehen wurde. Die damit verbundenen Quellen faszinieren die Historiker schon länger und haben umfassende Deutungen inspiriert,³⁶ doch sollte das zusammengetragene Material nicht zu einer einseitigen Sicht auf die Wilhelminische Epoche verführen.

Erst in der Nachkriegszeit erschienen die ersten Analysen, welche die Probleme der beginnenden Moderne auf den Punkt brachten. So rang Robert Musil in „Der Mann ohne Eigenschaften“ darum, wie er die moralische Indolenz zu Beginn des 20. Jahrhunderts adäquat verstehen könne. Immer wieder kommt die Hauptfigur des Romans auf die unheilvollen Folgen der Informationsflut zu sprechen. Schon bei der journalistischen Darstellung wissenschaftlicher Probleme sei niemand mehr mitgekommen: „Da ist die Rede von so viel Dingen, daß es das Denkvermögen eines Leibniz überschritte. Aber man merkt es nicht einmal; man ist anders geworden.“ Und weiter heißt es in desillusionierter Diktion: „Es steht nicht mehr ein ganzer Mensch einer ganzen Welt gegenüber, sondern ein menschliches Etwas bewegt sich in einer allgemeinen Nährflüssigkeit.“³⁷ Musils Gedanken umkreisen die zunehmende Antiquiertheit einer optimistischen Weltsicht und werden häufig zur Illustration der zivilisationskritischen Stimmung im *Fin de siècle* genutzt. Dabei sollte allerdings klar gesehen werden, dass „Der Mann ohne Eigenschaften“ im Rückblick auf eine untergegangene Welt verfasst wurde

35 Florian Altenhöner: Kommunikation und Kontrolle. Gerichte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914/18. München 2008, S. 27; die Zahlenangaben nach Peter Fritzsche: Als Berlin zur Weltstadt wurde. Presse, Leser und die Inszenierung des Lebens. Berlin 2008, S. 79.

36 Pioniercharakter trug Joachim Radkau: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München/Wien 1998.

37 Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, hrsg. v. Adolf Frisé. Bd. 1. Sonderausgabe Reinbek bei Hamburg 1983, S. 217.

und deshalb neben analytischen auch elegische Passagen voll untergründiger Sympathie enthält. Zudem unterschied sich die von Selbstzweifeln dominierte Atmosphäre der Doppelmonarchie recht erheblich vom Wilhelminischen Kaiserreich mit seinen stolz zur Schau gestellten Erfolgen.³⁸

Trotz einer gewissen inneren Unsicherheit setzte man an den deutschen Universitäten auf die Bedeutung der Tradition und die einheitsstiftende Kraft übersichtlicher Narrative. In einer etablierten Disziplin wie der Geschichtswissenschaft finden sie sich in hohem Maße. So beschwor Friedrich Meinecke anlässlich der Freiburger Kaiserfeier 1913 die glorreichen Zukunftsaussichten. Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ charakterisierte er in den höchsten Tönen als „verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt“.³⁹ Mit der Reichseinigung habe Deutschland endgültig die ihm gemäße Form gefunden und in der Folgezeit die verdiente Anerkennung gewonnen. Mit dem Gang der Geschichte war Meinecke vollauf zufrieden. Und so betrachtete er die „nationale Monarchie“ keineswegs als antiquiert, sondern als „unersetzliche[n] Gefühlswert“, der einen hohen Einsatz rechtfertige.

Für die grundlegenden Probleme der Moderne hatte die Rhetorik deutscher Mandarine, die aus einer erfolgreichen jüngeren Vergangenheit auf die nahe Zukunft schlossen, allerdings kaum Antworten. Impulse aus den entstehenden Sozialwissenschaften oder der Psychologie wurden nur zögerlich aufgenommen, die Dynamik des gesellschaftlichen Wandels massiv unterschätzt. Es war kaum zu vermeiden, dass ehemals stabile Weltbilder in die Krise gerieten; „Sicherheiten fielen in sich zusammen, wo immer neue Potentiale auftauchten.“⁴⁰ Und wenig sprach dafür, dass die Faszination des Neuen rasch nachließe. Hinzu kam ein Weiteres: Der Nationalismus konnte nur so lange die eigene Unersetzbarkeit betonen, wie er über realistische Optionen für die Zukunft verfügte. In der global vernetzten Welt um 1900, in der eine steigende Zahl von Nationen einen „Platz an der Sonne“ für sich beanspruchte, war dies schwerlich der Fall. Dies heißt freilich nicht, dass sich die Menschen hinreichend Rechenschaft über diese Tatsache gegeben haben. Gerade das erfolgreiche außenpolitische Krisenmanagement begünstigte die Annahme, dass keine unmittelbare Gefahr drohe.

38 Dies unterschätzt auch die sachkundige Studie von Arne Karsten: *Der Untergang der Welt von gestern. Wien und die k.u.k. Monarchie 1911–1919*. München 2019.

39 Friedrich Meinecke: *Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier*. Freiburger Universitätsfestrede 14. Juni 1913. In: *Logos* 4 (1913), S. 161–174, hier S. 166. Ebd., S. 171, die beiden nächsten Zitate.

40 So treffend Philipp Blom: *Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914*. München 2008, S. 119.

Trotz Interessenkonflikten und zunehmender Aufrüstung herrschte zu Beginn des Jahres 1914 eine gelassene Atmosphäre. Wie ein Blick auf die Börsenentwicklung und in die Leitartikel der großen Zeitungen zeigt, rechnete man kaum mit ernsthaften Turbulenzen. Selbst im Juli 1914, als die Konfliktlinien der Nationen plastisch hervortraten, war die Sorglosigkeit zahlreicher Journalisten bemerkenswert.⁴¹ Anscheinend vertrauten sie, wie wohl die meisten Menschen nach einer 43jährigen Friedensperiode, darauf, dass es zu keinem Krieg zwischen den großen europäischen Mächten kommen werde. Der Kriegsausbruch wurde zwar weithin als unheilvoll angesehen, doch überwog ein Pathos der Identifikation. An den Universitäten waren hellsichtige Analysen vielleicht besonders selten. So bot Rudolf Eucken eine idealistische Deutung des Krieges, die nicht nur jeden Realismus vermissen ließ, sie offerierte zudem „verbale Blankoschecks“, die bar jeder Sprachkritik waren.⁴²

Die Topoi der Professorenkriegsliteratur sind immer wieder beschrieben und kritisiert worden. Doch ist es zu einseitig, wenn man sie primär mit der Stärke des deutschen Militarismus erklärt. Dies vernachlässigt, dass der Propagandakrieg ein kommunikatives Ereignis war, das sich nur in internationaler Perspektive angemessen erfassen lässt. Es vernachlässigt aber auch einen zentralen Grund für die erfolgreiche Überhöhung des „Kulturkrieges“. Es existierten schlicht „keine geeigneten politischen Kriegsdeutungen“, auf die man hätte zurückgreifen können.⁴³ Gleichzeitig spielten Verblendungszusammenhänge eine wichtige Rolle. So hofften die mehrheitlich liberal eingestellten Unterzeichner des Aufrufs „An die Kulturwelt!“, der deutschen Sache bei den neutralen Nationen zu dienen. Das Gegenteil war der Fall: Die laute Beteuerung der eigenen Unschuld konnte schon aufgrund der Tatsache, dass die deutschen Truppen tief im Feindesland standen, nicht überzeugend wirken. Nicht selten wurde das Manifest als Ausdruck maßloser Arroganz aufgefasst.⁴⁴

41 Dazu anschaulich Georg Eckert/Peter Geiss/Arne Karsten (Hrsg.): Die Presse in der Julikrise 1914. Die internationale Berichterstattung und der Weg in den Ersten Weltkrieg. Münster 2014. Plumpe: Das kalte Herz (wie Anm. 7), S. 73, deutet den Krieg nicht zuletzt als „eminent situatives Ereignis“.

42 Vgl. Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch. Berlin 2000, S. 15–35.

43 Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. München 2014, S. 263.

44 Jürgen u. Wolfgang von Ungern-Sternberg: Der Aufruf „An die Kulturwelt!“. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. 2. erw. Aufl. mit einem Beitrag von Trude Maurer. Frankfurt a. M. 2013.

Es führte an dieser Stelle zu weit, die Diskussionen über die zukünftige Gestaltung Deutschlands detailliert nachzuzeichnen. Ihre Wichtigkeit erkennt man unmittelbar an der Zahl und Vehemenz der Beiträge.⁴⁵ Immer klarer wurde, dass ein Erfolg im Krieg für das Geschichtsvertrauen unverzichtbar war. In allen kriegführenden Nationen hatten die Vertreter des Liberalismus unter dem Machtgewinn des Staates und seiner Organe zu leiden. Doch in Deutschland hatte das Bürgertum sein Wohl in einem besonderen Ausmaß an einen erfolgreichen Kriegsausgang geknüpft. Bedenkt man, dass sich die Geldmenge in Deutschland zwischen 1914 und 1919 von zwei auf 45 Milliarden Reichsmark vermehrte, erhält man einen Eindruck vom Ausmaß der Inflation.⁴⁶ Und die Intensität, mit der Kriegsanleihen noch im Herbst 1918 gezeichnet wurden, belegt, wie sehr sich das deutsche Bürgertum mit der Nation identifizierte. Als sich die Hoffnungen auf einen erfolgreichen Kriegsausgang oder zumindest auf einen ehrenvollen Friedensvertrag in Luft auflösten, verlor der liberale Fortschrittsglaube sein Fundament.

Die Erosion des Liberalismus hatte bereits vorher eingesetzt.⁴⁷ Als es seit den Massenschlachten an der Westfront galt, die letzten Ressourcen zu mobilisieren, empfand man das Beschwören universaler Werte zunehmend als Belastung. Anhänger der dritten Obersten Heeresleitung auf der politischen Rechten machten gern falsche humanitäre Rücksichten für die fehlende Effektivität der staatlichen Maßnahmen verantwortlich. In der breiten Bevölkerung kursierte wiederum die Vorstellung, „Spekulant und Schieber“ seien für die Nahrungsmittelknappheit verantwortlich. Tatsächlich war kein administrativ gelenktes „System von Aushilfen“ auch nur ansatzweise in der Lage, genügend Lebensmittel zu beschaffen.⁴⁸

Selbstüberschätzung und schroffe Feindbilder waren ein schlechter Nährboden für liberale Ideen, und die Amalgamierung von Judentum und Liberalismus im Krieg wirkte sich nachgerade fatal aus. Etliche Akademiker kritisierten den unheilvollen Einfluss ausländischer Gedanken und zielten dabei auch auf ihre jüdischen Kollegen. Dies bedeutete nicht nur die verhängnisvolle Inrechtsetzung antisemitischer Ressentiments. Es förderte auch eine Überschätzung des jüdischen Einflusses, der paranoiden Verschwö-

45 Nähere Einzelheiten bei Marcus Llanque: *Demokratisches Denken im Krieg. Die deutsche Debatte im Ersten Weltkrieg*. Berlin 2000.

46 Philipp Blom: *Die zerrissenen Jahre*. München 2014, S. 102.

47 Vgl. Sieg: *Geist und Gewalt* (wie Anm. 9), S. 144 f. Jörn Leonhard: *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923*. München 2018, hier S. 1231, vertritt zwar die Auffassung, der Liberalismus habe sein „utopische[s] Potential“ erst seit 1918 verloren, lässt aber keinen Zweifel am Diskursdruck der Kriegszeit.

48 Holger Afflerbach: *Auf Messers Schneide. Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor*. München 2018, S. 173.

rungsphantasien Vorschub leistete.⁴⁹ Generell begünstigte die rhetorische Aufrüstung im Krieg die Diffamierung des politischen Gegners.

Ein moderater Konservativer wie Thomas Mann fand an liberalen Vorstellungen kaum etwas Lobenswertes. So pointierte er in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“, dass sich der „Weltliberalismus“ mit dem Weltfortschritt verwechsle.⁵⁰ Dies zielte gegen die Universalitätsansprüche, mit denen die Entente ihre konkreten Ansprüche bemäntelte, und ist auf den ersten Blick nicht ohne intellektuelle Substanz. Freilich berücksichtigte seine Perspektive zu wenig, wie schwierig moralische Maßstäbe in der Realität zu verankern sind. Im Übrigen ist es ein Mythos, dass Thomas Mann zu dieser Zeit ein wichtiger Vordenker des radikalen Konservatismus gewesen sein soll. Unter dessen Verfechtern spielte er nur eine nachrangige Rolle, während die liberale Öffentlichkeit seine Weltkriegsdeutung doch recht freundlich beurteilte.⁵¹ Dass man mit der Berufung auf rezeptionsgeschichtliche Befunde der Doppelbödigkeit ideengeschichtlicher Phänomene nicht entkommt, sollte ohnehin klar sein.

Die im „Krieg der Geister“ lancierten Topoi wirkten lange nach. Wenn Liberalismus in der Weimarer Republik ein selbstverständlicher „Feindbegriff“ wurde,⁵² so hatten daran auch jene Großschriftsteller und universitären Mandarine Anteil, die ihn als eine den Deutschen zutiefst wesensfremde Weltanschauung abgelehnt hatten. Das heißt freilich nicht, dass die Konsequenzen der weltanschaulichen Auseinandersetzungen auf eine einfache Formel zu bringen sind. So gab es heftige Konflikte, welche Gruppe das wichtigste Opfer für das Vaterland erbracht habe. Und gerade in der prinzipiellen Haltung zur Weimarer Republik zeigte sich, wer zu einer fruchtbaren Verarbeitung der eigenen Erfahrungen in der Lage war. Bei Thomas Mann war dies der Fall.⁵³

49 Dazu knapp Ulrich Sieg: „Radikaler Konservatismus“ im Deutschen Kaiserreich. In: Andreas Braune u.a. (Hrsg.): Einigkeit und Recht, doch Freiheit? Das Deutsche Kaiserreich in der Demokratiegeschichte und Erinnerungskultur. Stuttgart 2021, S. 249–265, hier S. 260 f.

50 Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen. Hrsg. u. textkritisch durchgesehen v. Hermann Kurzke. Frankfurt a. M. 2009 [zuerst Berlin 1918] (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 13. 1), S. 382. Zum Folgenden vgl. Matthias Schöning: Versprengte Gemeinschaft. Kriegsroman und intellektuelle Mobilmachung in Deutschland 1914–1933. Göttingen 2009, S. 87 f.

51 Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen. Kommentar v. Hermann Kurzke. Frankfurt a. M. 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 13. 2), S. 109; der Mythos von Thomas Manns Nähe zur radikalen Rechten wird verfochten in: Armin Mohler/Karl Heinz Weissmann: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch. 6. völlig Neubearb. u. erw. Aufl. Graz 2005, S. 65–71 und passim.

52 So Jens Hacke: Existenzkrise der Demokratie. Zur politischen Theorie des Liberalismus in der Zwischenkriegszeit. 3. Aufl. Berlin 2018, S. 26.

53 Dazu eingehend Reinhard Mehring: Thomas Manns philosophische Dichtung. Vom Grund und Ziel seines Projekts. Freiburg/München 2020. Die Gewalt des Opferdiskurses demons-

Die erste Begegnung von Liberalismus und Moderne verlief unglücklich. Gewohnt die Welt im Licht eines milden Fortschrittsdenkens zu deuten, hoffte man noch um 1900 die rasanten Gegenwartveränderungen zu einem harmonischen Miteinander zu bringen. So herrschte an weltanschaulichen Synthesen kein Mangel, mit denen man den aktuellen Problemen begegnen wollte. Christopher Clark sieht in der „Versöhnung zwischen dem Partikularen und dem Universalen“ gar den „Heiligen Gral der deutschen, politischen Kultur“.⁵⁴ Angesichts der gewaltigen Dynamik der gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen konnte dieser Haltung kein dauerhafter Erfolg beschieden sein. Gleichwohl fehlte es an ernsthaften Versuchen, den Widersprüchen der eigenen Haltung ins Auge zu schauen.

Ursachen für die eigentümliche Realitätsferne des Liberalismus lassen sich leicht anführen. Sie reichen von der langen Friedensperiode seit dem Deutsch-Französischen Krieg über die famosen Börsenkurse bis zur nachlassenden geschichtsprägenden Kraft des Bürgertums. Doch da zeitgenössisch nur wenig Einigkeit über die herrschenden Trends bestand, haftet allen Erklärungen notwendig etwas Spekulatives an.⁵⁵ Nachträglich verfasste Erinnerungen und Deutungen bieten auch keine sichere Grundlage für geschichtswissenschaftliche Erkenntnis. So hielt Rudolf Eucken rückblickend fest, wie inhaltsleer ihm das Bismarckreich vorgekommen sei. Und sein Sohn, der bedeutende Ordoliberaler Walther Eucken, betrachtete es als gewiss, dass dem Literaturnobelpreisträger ein nachgerade seismographisches Gespür für die Probleme seiner Zeit eigen gewesen sei.⁵⁶ Dies mag nicht gänzlich aus der Luft gegriffen sein, doch finden sich in weit höherer Zahl Quellen, die sein stolzes Selbstbewusstsein als Ordinarius in der Tradition des deutschen Idealismus bezeugen.

Da ist es vielleicht hilfreich, eine weitere spekulative Erklärung für die Realitätsferne des Liberalismus in der beginnenden Moderne zur Diskussion zu stellen. Es herrschte einfach zu viel Optimismus in der Welt. Jede politische Glaubenslehre, die ihre Zukunftsfähigkeit demonstrieren wollte, hatte kaum weniger als die „fundamentalen Fragen des Universums“ in

triert Helmut Walser Smith: Deutschland. Geschichte einer Nation. Von 1500 bis zur Gegenwart. München 2021, S. 363–394.

54 Christopher Clark: Preußen. Aufstieg und Niedergang, 1600–1947. München 2008, S. 701.

55 Laut Illies: 1913 (wie Anm. 2), S. 72, lautete „die große Frage“ im März 1913 nebulös: „Wohin treiben wir?“

56 Vgl. Uwe Dathe: Walter Eucken von der liberalen Krisendeutung zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus. In: Hans Maier (Hrsg.): Der Freiburger Kreis. Akademischer Widerstand und soziale Marktwirtschaft. Paderborn 2014, S. 84–112, hier S. 86, sowie zum Vorigen Rudolf Eucken: Lebenserinnerungen. Ein Stück deutschen Lebens. 2. erw. Aufl. Leipzig 1922, S. 65.

diesem Sinne zu beantworten.⁵⁷ Mittelfristig führte dies zu einer gewaltigen Überschätzung der eigenen Handlungsoptionen. Steven Pinker trifft einen wichtigen Punkt, wenn er den „Hauch von Arroganz“ thematisiert, der jedem Optimismus angesichts einer ungewissen Zukunft eigen ist.⁵⁸ Ein Patentrezept dagegen scheint es nicht zu geben.

57 Hobsbawm: Das imperiale Zeitalter (wie Anm. 34), S. 424.

58 Steven Pinker: Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit. Frankfurt a. M. 2013, S. 996.